

Raymond M

Michaela E. Bennett

Die Handlung dieses Buches ist frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

© 2024 Michaela E. Bennett

Illustration: ID 6852750 © Ravl | Dreamstime.com

Umschlaggestaltung: Ingrid Teply-Baubinder

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99165-299-1 (Paperback)

978-3-99165-298-4 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Für alle, die die Möglichkeit haben,
über ihr Leben selbst zu bestimmen,
und die diese Möglichkeit auch nutzen*

1. Ein Abend mit Vera

Ich stand an der Tür zum Arbeitszimmer und sah, wie Raymond neben dem Schreibtisch auf dem Boden lag. Sein Gesicht war nach oben gerichtet, als ob er mich ansähe, und aus seiner Brust war eine Menge Blut getreten. ‚What a mess‘, dachte ich. Ich erinnere mich genau, ich dachte ‚what a mess‘, nicht was für eine schreckliche Szene, oder was für eine Katastrophe, oder was für eine Chaos. Nein, das Einzige, was mir in diesem Moment einfiel, war ‚what a mess‘. Der Teppich wird entsorgt werden müssen, aber wie bringe ich ihn in mein Auto und wo kann ich ihn entsorgen, fragte ich mich, und der Boden wird gereinigt werden müssen, ich kann meine Putzfrau schließlich nicht bitten, sich darum zu kümmern – das war alles, was mir durch den Kopf ging, als ich Raymond auf dem Boden liegen sah.

Ich wusste natürlich, dass Raymond tot war. Die Schussverletzung war klar erkennbar. Ich nahm einen Sessel und zog ihn in die Mitte des Zimmers, von wo ich Raymond beobachten konnte. Vielleicht sollte ich nicht sagen beobachten, denn er bewegte sich schließlich nicht mehr, vielleicht sollte ich sagen betrachten. Ja, ich fing an ihn zu betrachten. Er war mir unendlich vertraut, und zugleich unendlich fremd, wie er da lag, den Körper leicht angewinkelt, als wollte er schlafen, einfach nur schlafen. Er wirkte friedlich, nicht so, als hätte er einen Todeskampf hinter sich, oder nur einen kurzen, schmerzlichen Moment, und vielleicht, dachte ich, vielleicht war er auch zufrieden mit dem, wie sein Leben geendet hatte. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich vollkommen regungslos und scheinbar unbeteiligt das Gesicht meines toten Ehemanns betrachtete. Es hätte eine halbe Stunde sein können oder eine Stunde oder vielleicht auch nur zehn Minuten. Meine Gedanken waren leer, als würde es mir nichts bedeuten, hier zu sitzen und ihn anzustarren, und eigentlich

bedeutete es mir auch nichts. Es war still im Zimmer, ich hörte das leise Ticken der Uhr, und mein Handy gab ein paar Geräusche von sich; ich hatte es auf den Schreibtisch gelegt, und offenbar hatte ich einige Nachrichten bekommen, die ich später durchsehen wollte. Ich hatte keinen Grund zur Eile, also saß ich nur so da, ohne mich zu bewegen, ohne an etwas zu denken, oder auf irgendetwas zu warten.

Raymonds Gesicht war nicht entstellt. Es war genauso wie immer, kantig, nicht besonders freundlich, aber auch nicht unsympathisch. Nein, er hatte eine gewinnende Art gehabt, und die spiegelte sich in seinem Gesicht wider. Ich musste daran denken, dass sich Raymond immer für Gottes Geschenk an die Frauen gehalten hatte. Trotzdem war er nicht gerade angenehm gewesen, ganz im Gegenteil. Ein Mann, der genau wusste, was er wollte, und der gewohnt war, das auch zu bekommen. So wie er mich schließlich doch noch bekommen hat. Sein Blick war noch genauso direkt wie früher, und ich dachte, ich sollte ihm vielleicht die Augen schließen. Aber ich war müde, unendlich müde, also blieb ich sitzen. Außerdem wollte ich nichts verändern, was auf meine Anwesenheit hindeuten könnte. Ich war noch nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Langsam wurde es dunkel im Zimmer. Ich sah auf die Uhr. Es war erst fünf Uhr nachmittags, aber die Sonne war verschwunden und es wurde düster. Ich blickte durch die Dachfenster auf den Himmel und fragte mich, ob es wohl regnen würde. Das machte mir nichts aus, ich liebte den Regen, das Gefühl der Tropfen auf meinem Gesicht, die Feuchtigkeit auf meiner Haut, und das angenehme Geräusch der Regentropfen auf den Fensterscheiben. Langsam erhob ich mich, um das Licht aufzudrehen. Ich sah mich um. Das Arbeitszimmer bot, bis auf Raymonds Körper, keinen ungewöhnlichen Anblick. Die Papiere auf dem Schreibtisch waren ordentlich gestapelt und der Computer war an. Ich ging

hinter den Schreibtisch, um einen Blick darauf zu werfen, konnte aber nichts Beunruhigendes entdecken; die Sitzecke unter den schrägen Fenstern war gemütlich wie immer, und der helle Teppich, der den Boden bedeckte, war weich und kuschelig; das ganze Zimmer vermittelte den einladenden Eindruck, den ich mir immer gewünscht hatte, als wir anfangen, alles zu renovieren, um aus einer Altbauwohnung eine moderne Maisonette zu machen. Nein, musste ich zugeben, nicht wir haben renoviert, das haben der Architekt und die von ihm beauftragten Handwerker getan, aber ich hatte zumindest die Pläne gemacht, oder wenigstens die Ideen gehabt, und Raymond war damit einverstanden gewesen. Ich arbeitete gerne im Arbeitszimmer, und eigentlich hätte ich hinter dem Computer sitzen müssen, denn es war mein Arbeitszimmer und Raymond war nur selten dort, aber an jenem Tag war eben alles anders.

Ich hatte die Wahl, die Polizei zu rufen, um den Tod meines Mannes zu melden, oder aus der Wohnung zu gehen, als hätte ich nichts bemerkt – ich meine einfach wegzugehen, wie ich es so oft zuvor getan hatte. Ich hatte mich in letzter Zeit selten von Raymond persönlich verabschiedet, bevor ich das Haus verließ, nicht nur um ihm zu beweisen, dass ich sein Einverständnis nicht brauchte und ich ihm keinerlei Erklärung schuldig war, sondern weil ich es satthatte, mich für jeden Schritt, den ich tat, rechtfertigen zu müssen. Also hatte ich mich schon lange darauf beschränkt, ihm ein kurzes „bis bald“ von der Eingangstür zuzurufen, bevor sie hinter mir ins Schloss fiel. Raymond hatte nämlich immer schon gewusst, wie er andere sanft und liebenswürdig manipulieren konnte, aber damit war Schluss, ich hatte lange genug für meine Unabhängigkeit gekämpft.

Bevor ich eine Entscheidung treffen wollte, wie ich mich angesichts dieser doch sehr außergewöhnlichen Situation verhalten sollte, fragte ich mich, ob ich Raymond jemals

geliebt hatte. Und es gelang mir, diese Frage zu bejahen. Ich hatte Raymond damals geliebt, als ich eingewilligt hatte, ihn zu heiraten, und wahrscheinlich schon einige Wochen davor und noch einige Wochen danach, vielleicht auch Monate, aber sicher nicht viel länger. In diesem Moment hatte ich jedoch keine Gefühle, nicht nur keine Gefühle für ihn, sondern überhaupt keine Gefühle. Das Ticken der Uhr und die Geräusche meines Handys erinnerten mich daran, dass die Zeit verging, und dass ich irgendetwas tun sollte. Ich entschied mich dafür, erst einmal aufzustehen und unsere gemeinsame Wohnung zu verlassen, als ob nichts geschehen wäre. Ich beschloss, durch die Stadt zu gehen, mich unter die Leute zu mischen, etwas zu essen, und danach nochmals über meine Entscheidung nachzudenken. Ich schloss die Tür zu meinem Arbeitszimmer und ging die Treppe hinunter in den Flur. Ich warf noch einen Blick in das Wohnzimmer, um mich zu vergewissern, dass dort alles in Ordnung war. Ich sah, dass der Ordner, den ich vom Büro mit nach Hause gebracht hatte, noch auf dem Wohnzimmertisch lag, und beschloss, ihn dort liegenzulassen. Dann nahm ich meinen Mantel und zog die Eingangstür hinter mir zu. Ich sperrte nicht ab, das tat ich nie, und auch diesmal bestand kein Grund dazu. Es wäre nämlich möglich, dass jemand, der vielleicht einen Schuss gehört hatte, die Polizei gerufen hatte, und ich wollte vermeiden, dass diese die versperrte Eingangstür aufbrechen würde. Und wie bereits erwähnt, hasste ich Unordnung sowie Reparaturen, die sich vermeiden ließen. Ich war sicher, irgendein Nachbar hatte den Verdacht geschöpft, dass etwas bei uns nicht in Ordnung sei, und hatte seine nachbarliche Pflicht getan und Alarm geschlagen. Das beunruhigte mich nicht, schließlich musste Raymond irgendwann gefunden werden. Ich wollte jedoch nicht unbedingt dabei sein. Also beeilte ich mich, von dem Haus wegzukommen, was wahrscheinlich gar nicht nötig war, denn alles um mich war still, und in unserer

Straße war kein Mensch zu sehen. Die Fenster waren dunkel und geschlossen, und niemand sah mir offensichtlich dabei zu, wie ich auf die andere Straßenseite wechselte und schnellen Schritts in Richtung Innenstadt ging.

Es dauerte nur ein paar Minuten, bis ich in eine belebtere Gegend kam, obwohl die Straßen auch hier ziemlich ausgestorben waren, denn die einbrechende Dunkelheit und der aufkommende Regen waren nicht gerade ideal, die Menschen auf die Straße zu locken. Einige von ihnen eilten nach Hause, andere verschwanden in einer der Einkaufspassagen, die noch immer gut besucht waren, und einige flüchteten in eine der zahlreichen Restaurants, Bars und Cafés. Ich war noch nicht sicher, wie ich meinen Abend gestalten wollte und besuchte vorweg einmal ein Sportgeschäft, in dem ich manchmal einkaufte. Das tat ich nicht, um mir ein Alibi zu verschaffen, denn soviel ich wusste, war das gar nicht notwendig, und auch nicht mehr rechtzeitig, sondern ich hatte dort ein Outfit gesehen, das ich gerne haben wollte. Während ich unter dem ständigen Gerede der Verkäuferin hineinschlüpfte, um zu sehen, ob ich mich darin wohlfühlte, verging mir die Lust an dem Shopping-Erlebnis, und ich verließ unverrichteter Dinge den Laden. Außerdem hätte ich den ganzen Abend ein Paket mit mir herumschleppen müssen, und das war mir nicht angenehm. Ich marschierte weiter, bis ich zum Café Cortina kam, einem hypermodern eingerichteten Lokal, das trotzdem einen anziehenden Eindruck machte, und in dem ich mich recht wohlfühlte, und ich beschloss, mich an einen Tisch am Fenster zu setzen und erst einmal etwas zu essen. Das Cortina war außerdem für seine gute Küche bekannt, die ich schon einige Male erfolgreich getestet hatte. Ich war es gewohnt, allein ins Cortina zu gehen; normalerweise störte es mich nicht, dort zu sitzen, meinen Gedanken nachzuhängen und mich zu entspannen, aber an diesem Abend fühlte ich mich irgendwie einsam. Ich hätte Vera anrufen können, die gleich

um die Ecke wohnte, um sie zu fragen, ob sie mir vielleicht Gesellschaft leisten will, aber das hielt ich für keine besonders gute Idee. Vera konnte recht unterhaltsam sein, aber sie redete viel, und ich war an diesem Tag nicht in der Stimmung mit ihr über ihr ereignisreiches Leben zu sprechen.

Vera hatte eigentlich kein ereignisreiches Leben. Ihr Leben war viel einfacher, als das der meisten anderen Menschen, die ich kannte, aber davon war sie nicht zu überzeugen. Sie war gebürtige Ungarin, und ihr Akzent war noch immer hörbar, obwohl sie seit ihrer Kindheit in Österreich lebte; sie war gutaussehend, hatte dichtes, dunkles Haar, schwarz umrandete Augen, und sie konnte ihr Gesicht sowie ihren gut proportionierten, wenn auch etwas fülligen Körper gezielt einsetzen. Sie war nicht unbedingt die Freundin, die ich mir immer gewünscht hatte – sofern ich mir jemals überhaupt eine Freundin gewünscht hatte –, aber ich mochte Vera und hatte sie in den letzten Jahren kennen und schätzen gelernt. Wir waren inzwischen miteinander gut bekannt und sehr vertraut; sie wohnte in meiner unmittelbaren Nachbarschaft und war eigentlich immer verfügbar. Ich müsste lügen, wenn ich behaupten würde, dass ich diesen Vorteil nicht zu schätzen wusste. Doch an diesem Abend brauchte ich keine Gesellschaft, ich musste in Ruhe über Raymond nachdenken. Nicht, dass das etwas an der Tatsache geändert hätte, dass er von mir gegangen war, oder gegangen worden war, aber es war mir trotzdem wichtig, mich mit ihm und seinem plötzlichen Abgang auseinanderzusetzen. Schließlich hatte ich fast fünf Jahre mit ihm zusammengelebt, fünf lange Jahre. Ich hoffte inzwischen inständig, Vera nicht zu begegnen und betrat das Café.

Ich hatte keine Chance – Vera war bereits da. Sie sah mich sofort als ich an der Tür stand, und winkte mir zu. Vera war eine der Personen, denen nichts entging. Sie konnte noch so

tief in einer Diskussion verwickelt sein, sie würde immer merken, was um sie herum vorging, und selbst wenn sie mit dem Rücken zu mir gesessen wäre, hätte sie mein Eintreten sofort bemerkt. Vera war nicht allein. Sie saß mit Laszlo am Tisch und beide deuteten mir, mich zu ihnen zu setzen.

„Hallo Linda“, sagte Laszlo, „schön dich zu sehen.“ Mein Name ist *Belinda*, aber alle nennen mich Linda. Ich habe aufgegeben, sie zu korrigieren, es war sinnlos.

Laszlo war über meine Anwesenheit sichtlich erfreut, und Vera ließ sich nicht anmerken, ob ich eine willkommene Abwechslung war, oder ob ich ihr Gespräch mit Laszlo unterbrochen hatte. Vera liebte Gesellschaft, und auch wenn sie mit Laszlo etwas Privates zu besprechen hatte, erwartete sie, dass ich an ihrem Tisch platznahm. Es hätte beide jedenfalls verwundert, wenn ich mich geweigert hätte, mich zu ihnen zu setzen, denn wir waren alle drei miteinander befreundet, auch wenn ich zu Laszlo ein ambivalentes Verhältnis hatte – irgendwie verwirrte er mich, ohne dass ich genau sagen könnte warum. Also zog ich einen leeren Sessel heran und setzte mich nieder. Vera nippte an ihrem Aperol Spritz und ich bestellte einen Kaffee. Ich trank nachmittags nie Alkohol, und abends eher selten, nicht aus Überzeugung oder aus gesundheitlichen Gründen, er schmeckte mir nicht besonders und ich war von seiner Wirkung nicht beeindruckt. Wir begannen ein paar Banalitäten auszutauschen, so wie „furchtbares Wetter“, und „ja, ich wollte schon zu Hause bleiben“, als Vera plötzlich fragte:

„Wo hast du eigentlich Raymond gelassen?“

Ihre Frage erstaunte mich. Raymond begleitete mich praktisch nie ins Café, besonders nicht am späten Nachmittag. Also, was sollte die Frage? Ich war einigermaßen verunsichert, ließ mir aber nichts anmerken. Raymond und ich hatten Vera oder Laszlo hier noch nie gemeinsam getroffen. Raymond und Laszlo waren früher eng

befreundet gewesen, aber soviel ich weiß, hatten sie sich in letzter Zeit nicht mehr privat getroffen, obwohl ich überzeugt war, dass Raymond mit Laszlo immer noch Geschäfte machte – oder gemacht hatte, denn Raymond machte mit allen Geschäfte, genauso wie Laszlo, doch über diese Geschäfte wusste ich nichts Näheres, und ich wollte auch nichts Näheres darüber wissen. Wie Vera war Laszlo auch in Ungarn geboren, aber er sprach fließend Deutsch und hatte nicht den geringsten Akzent. Er war ein gutaussehender Mann mit einer Art magischer Anziehung, der ich jedoch so weit wie möglich widerstehen wollte, was mir meistens, aber nicht immer gelungen war. Ich sah Vera an; ich musste auf ihre Frage irgendwie reagieren.

„Ich war nur kurz zu Hause, um ein paar Dokumente abzulegen, und soviel ich weiß, war Raymond gar nicht da; jedenfalls habe ich ihn weder gehört noch gesehen“, sagte ich so unbekümmert wie möglich. „Aber warum fragst du?“ fügte ich hinzu. Ich dachte sie hätte einen Grund für ihre Frage, aber wenn sie einen Grund gehabt hatte, so verriet sie ihn mir nicht.

„Ich meine nur, es wäre doch nett, ihn wieder einmal zu sehen“, antwortete sie.

Komisch, dachte ich, was hatte Vera für ein plötzliches Interesse an Raymond? Oder war ich im Begriff paranoid zu werden? Ich schob den Gedanken zur Seite. Ich war nicht sicher, ob Vera jemals ein Verhältnis mit Raymond gehabt hatte, oder bis vor Kurzem noch hatte. Ich hätte sie fragen können, und wahrscheinlich hätte sie mir die Wahrheit erzählt. Aber es war mir in diesem Augenblick nicht wichtig genug, diesen Punkt zu klären, schon gar nicht vor Laszlo.

Vera hätte Raymond niemals erschossen, dachte ich. Sie war nicht der Typ von Frau, die Beziehungen besonders ernst nahm, sie war nicht rachsüchtig, nicht nachtragend, und sie war nicht berechnend; sie war direkt, geradlinig und spontan.

Wäre sie auf Raymond ernstlich böse gewesen, hätte sie ihm ihre Meinung gesagt und die Tür hinter sich zugeknallt. Für manche Menschen ist das Leben einfacher als für andere, dachte ich.

Meine Gedanken kehrten immer wieder zu Raymond zurück, aber ich wollte nicht über ihn sprechen. Ich beobachtete Laszlo, der ab und zu auf die Eingangstür blickte, als würde er jemanden erwarten. Ich hatte keine Ahnung, was in seinem Kopf vorging, denn er war für mich immer undurchsichtig gewesen. Mir gegenüber war er immer Kavalier, immer liebenswürdig, immer Gentleman, aber er ließ nicht in sich hineinblicken.

In einer kurzen Phase von Rastlosigkeit hatte ich mich auf eine Affäre mit ihm eingelassen, eine Affäre, die allerdings am nächsten Tag mit gegenseitigem Einverständnis beendet war und nichts an unserer Beziehung zu einander geändert hatte. Doch nicht einmal in den intimsten Momenten mit ihm – die nichts mit meiner Ehe mit Raymond oder mit meiner Freundschaft mit Vera zu tun hatten – hatte ich den Menschen kennengelernt, der hinter der Fassade steckt. Es war eine Affäre, auf die ich zwar nicht sonderlich stolz bin, die ich aber auch nie bereut habe.

Ich nehme an, selbst Vera kannte Laszlo nur oberflächlich, obwohl die beiden ständig zusammen zu sein schienen, und in unserem Freundeskreis als Paar galten, aber Vera störte das wahrscheinlich nicht, oder sie wollte nicht alles so genau wissen. Vielleicht genügte es ihr, einen gutaussehenden Mann an ihrer Seite zu haben, der ihr jeden Freiraum ließ, den sie für sich beanspruchte, der sie verehrte und ihre Vorzüge zu schätzen wusste, und der da war, wenn sie ihn brauchte. Komisch, dachte ich, Raymond war eigentlich immer da, aber nie, wenn ich ihn brauchte. Ich begann Vera um ihre Unbeschwertheit und ihre scheinbar oberflächliche Art zu beneiden. Vielleicht war sie nicht oberflächlich, dachte

ich, vielleicht war sie einfach nur klug genug, das Leben so zu nehmen, wie es ist, sich daran zu erfreuen und seine Schattenseiten zu ignorieren.

Jedenfalls versuchte ich, das Gespräch von Raymond abzulenken, was mir schließlich auch gelang. Die Unterhaltung plätscherte dahin, ich war unkonzentriert und unschlüssig, was ich mit dem angebrochenen Abend anfangen sollte, denn die Idee, wieder nach Hause zu gehen, gefiel mir verständlicherweise gar nicht.

Plötzlich erhob sich Laszlo und sagte:

„Ich lasse euch Mädels jetzt einmal allein, ich muss noch etwas erledigen.“ Er gab Vera einen flüchtigen Kuss und verschwand bevor wir reagieren konnten.

„Macht nichts“, sagte Vera, „wir können ja noch etwas unternehmen.“

„Eigentlich habe ich Hunger“, antwortete ich, obwohl das nicht stimmte. Ich hatte zwar vorgehabt, im Cortina etwas zu essen, aber das war mir nicht mehr wichtig. Ich war noch immer unschlüssig, wie ich den Abend verbringen sollte und wollte Zeit gewinnen.

„Komm mit mir nach Hause, ich koche uns etwas Gutes.“

Vera war praktisch und sie war gastfreundlich. Sie konnte kurz etwas aus dem Kühlschrank zaubern, ohne großen Aufwand zu betreiben. Eine Kleinigkeit war immer innerhalb weniger Minuten auf dem Tisch, und ich hatte das Gefühl, es machte ihr Spaß. Trotzdem lehnte ich dankend ab.

„Warum essen wir nicht gleich hier?“ fragte ich sie.

„Auch gut“, meinte sie und wir sahen in die Speisekarte, obwohl wir sie so gut wie auswendig kannten. Dann kam mir eine Idee.

„Vera“, sagte ich, „ich möchte heute nicht mit Raymond allein sein. Glaubst du, ich könnte bei dir übernachten?“

Ich hatte schon öfters bei Vera übernachtet, sie hatte ein Gästezimmer, jede Menge Gästezahnbursten, und, wie gesagt, sie freute sich generell über Gesellschaft.

„Das ist heute nicht günstig“, antwortete sie zögerlich. „Es könnte sein, dass ich noch Besuch bekomme.“

„O.k., kein Problem“, sagte ich.

„Das heißt ...“, korrigierte sie sich, „... ist nicht wichtig. Komm nachher einfach mit und wir machen uns noch einen gemütlichen Abend.“

„Sehr lieb von dir“, bedankte ich mich. „Ich bin todmüde und werde dich und deinen Besuch nicht stören, aber ich will jetzt nicht zu Raymond zurück.“

„Hör zu, Linda, ruf ihn an und sag ihm, dass du bei mir bist, oder schreib ihm eine SMS. Sonst macht er sich vielleicht Sorgen.“

Ich dachte über ihren Vorschlag nach und war versucht, mein Telefon aus der Tasche zu nehmen und Raymond eine Nachricht zu hinterlassen, aber dann entschied ich mich dagegen. Bis jetzt, dachte ich, ahnt noch niemand, dass ich über Raymonds Tod Bescheid weiß, und ich hatte noch nicht entschieden, ob ich diese Tatsache verheimlichen würde oder nicht. Sollte sich jedoch herausstellen, dass ich sehr wohl von seinem Ableben gewusst haben musste, dann könnte so ein Anruf wahrscheinlich als Irreführung der Polizei ausgelegt werden, und das wäre schlecht für mich. Bis jetzt hatte ich mich noch nicht in irgendwelche Widersprüche verstrickt, und das wollte ich so beibehalten. Außerdem hatte ich vor, mir alle Optionen offenzuhalten, das heißt, ich würde meine Kenntnis von Raymonds Tod weder leugnen noch bestätigen, sofern das nicht unbedingt notwendig war. Es wäre mir natürlich lieber, gestand ich mir ein, wenn meine Anwesenheit im Arbeitszimmer an diesem Tag nicht ans Licht käme. Also sagte ich zu Vera:

„Ich glaube kaum, dass Raymond sich Sorgen um mich macht“, denn diese Möglichkeit konnte ich ausschließen.

„Ihr seid ein komisches Paar“, meinte sie noch, dann vertiefte sie sich wieder in die Speisekarte.

Einen Moment hatte ich angenommen, dass der Besuch, den sie an diesem Abend erwartete, Raymond war, aber das war nicht möglich, denn sonst hätte sie nicht eingewilligt, mich bei ihr übernachten zu lassen. Eigentlich hätte es mir egal sein können, denn ich glaubte, auf Raymond nicht eifersüchtig zu sein – und außerdem hatte sich das Problem erledigt –, aber es war mir nicht egal. Die Tatsache, dass ich gegen meinen Willen emotionell reagierte, machte mich unsicher. Ich war überzeugt gewesen, ich könnte die ganze Sache realistisch und distanziert betrachten, aber anscheinend ging das nicht so leicht, wie ich gehofft hatte. Also musste ich darauf achten, die Kontrolle nicht zu verlieren.

Kurz darauf wurde unser Essen serviert. Ich kaute still vor mich hin, während Vera unaufhörlich plauderte, was mich nicht besonders störte, da ich wusste, dass sie weder einen Kommentar noch eine Reaktion auf ihre Geschichten erwartete. Sie hörte sich gerne reden, aber sie konnte auch zuhören, und deswegen schätzte ich sie; nur an diesem Abend ließ ich sie reden, denn ich hatte ihr nichts zu sagen, was unbedenklich gewesen wäre.

Als wir auf dem Weg zu Veras Wohnung waren, kam mir alles unwirklich vor. Vielleicht war es der Schock, den ich nicht geglaubt hatte, zu verspüren, oder meine eigene Unsicherheit angesichts einer Situation, der ich wahrscheinlich nicht gewachsen war. Zum ersten Mal an diesem Tag fühlte ich mich schlicht überfordert. Ich folge Vera beinahe willenlos durch die nasskalte Nacht bis zu ihrer Wohnung. Es war nicht weit, eigentlich nur zwei Straßen vom Café entfernt, aber ich schlepte mich dahin. Als wir das Haus betraten,

kam mir die Beleuchtung im Stiegenhaus ungewöhnlich kalt und düster vor. Ich fühlte mich fremd und mich fröstelte.

„Machst du bitte ein bisschen mehr Licht“, sagte ich zu Vera, „man kann die Stufen kaum erkennen.“

„Du bist hier schon hundertmal gegangen und bist noch nie gestolpert“, antwortete sie, „und das Licht im Stiegenhaus war nie besser. Die Hausverwaltung investiert einfach nichts, nicht einmal in eine anständige Beleuchtung. Es sollte auch wieder einmal geputzt werden ...“ Vera machte noch einige Bemerkungen, die ich nicht mehr registrierte.

Das Haus hatte einen Lift, den wir jedoch nie benutzten. Die Wohnung war gleich links im zweiten Stock und mühelos über die Treppe zu erreichen. Vera sperrte die Eingangstür auf und ging voran.

Ich war nicht mehr sicher, ob es eine gute Idee gewesen war, ihr zu folgen, aber die Frage hatte sich erübrigt, ich war bereits bei ihr und wieder zu gehen hätte einen komischen Eindruck gemacht und vielleicht auch Fragen aufgeworfen. Außerdem, wohin hätte ich an diesem Abend gehen sollen?

„Du musst die Unordnung entschuldigen“, sagte Vera, „meine Putzfrau ist zu ihrer kranken Mutter nach Polen gefahren und kommt vor Weihnachten nicht zurück.“ Ich wusste nicht, warum Vera mir von ihrer Putzfrau erzählte, es interessierte mich wenig, und außerdem hatte Vera noch nie versucht, den Eindruck zu vermitteln, sie würde einen vorbildlichen Haushalt führen. Sie hatte eine eher großzügige Auffassung von Ordnung, und sie würde sicher während der Abwesenheit ihrer Putzfrau deren Aufgabe nicht übernehmen. Ich nickte, sagte so etwas wie „kein Problem“ und trabte hinter ihr her.

Sowie das Stiegenhaus schien mir auch das Wohnzimmer verändert; der Raum hatte etwas Albtraumhaftes an sich. Die Einrichtung erschien mir unpassender als je zuvor, und ich hatte das Gefühl, sie war seit meinem letzten Besuch geändert

oder zumindest umgestellt worden. Ich beschloss, Vera nicht danach zu fragen. Ich setze mich nieder, denn ich befürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren, und versuchte, mich wieder zu fassen. Langsam kam ich mir lächerlich vor. Zu meiner Erleichterung kam Vera mit einer Flasche Rotwein und zwei Gläsern aus der Küche, stellte sie vor mir ab, und holte noch eine Karaffe Wasser, nicht für sich selbst, denn die wohltuende Wirkung von Wasser hatte sie noch nie überzeugt, aber sie respektierte meine Vorbehalte gegen Alkohol.

„Danke“, sagte ich, „ich trinke heute gerne ein Glas Wein mit dir.“

Wenn Vera überrascht war, war das schwer zu erkennen. Ich bildete mir ein, dass sie mich merkwürdig anschaute, als wollte sie mir eine Frage stellen, aber wahrscheinlich wusste sie nicht, was sie fragen sollte, und begnügte sich damit, den Wein zu öffnen und einzugießen. Ich nahm einen großen Schluck und fühlte mich – ganz gegen meine Überzeugung – wesentlich besser.

Wir saßen noch eine gute Stunde am Wohnzimmertisch, ich nahm noch ein Glas Wein und Vera leerte den Rest der Flasche. Sie kam immer wieder auf Raymond zu sprechen. Ich fragte mich, was ihr plötzliches Interesse zu bedeuten hatte. Wir sprachen zwar oft über Männer, aber nicht über Raymond oder Laszlo, und es fiel mir schwer, auf das Thema nicht einzugehen. Eigentlich hätte ich gerne über Raymond gesprochen, und ich hätte sogar gerne mit Vera über ihn gesprochen, die ich wegen ihrer mangelnden Diskretion selten in meine Geheimnisse einweihte, aber ich hütete mich, etwas preiszugeben, was mich eventuell in Misskredit bringen könnte, oder den Verdacht erwecken könnte, bei uns zu Hause sei nicht alles wie immer – das heißt, schwierig wie immer. Dass ich öfters Krach mit Raymond hatte, war nämlich kein Geheimnis, also würde sie unsere üblichen

Diskrepanzen ohne weiteres als glaubwürdigen Grund für meine nächtliche Abwesenheit von unserer Wohnung gelten lassen.

„O.k.“, sagte ich schließlich. „Raymond ist jetzt nicht das Problem. Das Problem ist, dass ich einen schweren Tag hatte und furchtbar müde bin. Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich mich jetzt in dein Gästezimmer zurückziehe und ein bisschen schlafe? Ich wecke dich auch nicht, wenn ich morgen gehe, ich ziehe einfach die Eingangstür hinter mir zu, o.k.“

„Nicht nötig“, antwortete Vera, „morgen ist schließlich Samstag, du kannst ruhig zum Frühstück bleiben, ich habe nichts vor.“

„Danke, sehr lieb von dir. Ich werde sehen. Jedenfalls werde ich dich nicht stören, wenn du heute noch Besuch bekommst.“

Dann verschwand ich im Gästezimmer und machte es mir auf der Couch bequem. Ich war erschöpft und verfiel in einen kurzen, rastlosen Schlaf, wälzte mich von einer Seite zur anderen und wachte immer wieder auf. Ich sah Raymonds Gesicht vor mir, seine Augen, und es überkam mich eine plötzliche Traurigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte. Ich wollte weinen, aber es kamen keine Tränen. Ich drehte mich auf die andere Seite und versuchte, wieder einzuschlafen. Ich hatte erst ganz kurz geschlafen, als ich aufschreckte, weil ich glaubte, Stimmen gehört zu haben und im ersten Moment nicht wusste, wo ich war. Dann fiel es mir wieder ein. Meine Uhr lag neben mir, und ich sah, dass es erst kurz nach Mitternacht war. Ich blieb still liegen, versuchte meinen lauten Herzschlag zu ignorieren. Dann hörte ich die Stimmen wieder. Sie waren leise und gedämpft, als ob jemand nicht wollte, dass ich mithöre. Ich war sicher, Veras Besuch war gekommen und scheinbar unterhielten sie sich über mich. Aber vielleicht wollten sie mich auch nicht aufwecken, und vielleicht

werde ich wirklich langsam paranoid, dachte ich. Aber je mehr ich lauschte, umso leiser wurden die Stimmen, und ich konnte weder Veras Stimme erkennen, noch konnte ich feststellen, wer ihr Besucher war. Ich hätte leicht aufstehen und auf die Toilette gehen können, und bei dieser Gelegenheit hätte ich einen Blick ins Wohnzimmer werfen können, aber das tat ich nicht, jedenfalls noch nicht. Doch je länger ich wartete, umso unruhiger wurde ich. An Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich weiß nicht, wovor ich mich so fürchtete, aber ich fürchtete mich. Ich begann am ganzen Körper zu zittern. Dann riss ich mich zusammen, zog meine Jeans und meinen Pullover an und begab mich auf den Flur. Dabei war ich so leise wie möglich, doch die Wohnzimmertür stand weit offen, und meine Anwesenheit war nicht zu übersehen. Neben Vera saß ein junger Mann am Tisch, der mir irgendwie bekannt vorkam, den ich aber im Moment nicht zuordnen konnte. Beide starteten mich überrascht an.

„Entschuldigt“, sagte ich, „ich bin gleich wieder weg“, und verschwand auf der Toilette. Als ich zurückkam, waren beide noch da, schenkten mir aber wenig Beachtung. Vera winkte mir noch abwesend zu und murmelte etwas wie „na dann schlaf gut“.

Ich legte mich wieder hin, und irgendwann verfiel ich dann in einen unruhigen Schlaf. Ich sah Raymond vor mir, er saß am Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer und startete mich an. Eine Person, die schemenhaft mit dem Rücken zu mir stand, so dass ich sie nicht erkennen konnte, hob eine Waffe und schoss auf ihn. Immer wieder, immer wieder. Es machte peng, peng, peng, und hörte nicht auf. Ich erwachte schweißgebadet. Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, dass jemand laut an meine Tür klopfte. Ich brauchte ein paar Sekunden, um mich zurechtzufinden, und dann rief ich: „Ja?“ Vera öffnete vorsichtig und blieb an der Tür stehen. Sie war bereits im Pyjama und fragte: